

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 51

Artikel: Ein heiliger Abend

Autor: Reinhart, Josef

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648401>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Oskar Seidlin, Pedronis muß geholfen werden. Buchschmuck von F. Hoffmann. Leinen Fr. 6.—

In schlichter, von innerer Wärme durchleuchteter Sprache erzählt der Verfasser die Not einer wandernden Schauspielertruppe, schildert er ergreifend ihre gütige Sorge um den alten Beppo, das erkrankte Pferd, und zeichnet er in klaren Strichen ihre redliche Arbeit und ihr Zusammenhalten in der Not. Wie dann die Waldwunderkinder unter der Leitung der beiden kleinen, tapferen Anführer Rix und Liseli und mit Hilfe des märchenhaft auftauchenden amerikanischen Gönners Pedronis wirklich helfen, ist, durch den geschickten Illustrator trefflich unterstüzt, herzlich und anschaulich geschildert. H. H.

Helen Christaller, Peterchen. Eine Geschichte für Kinderfreunde. Volksausgabe. Verlag Fr. Reinhardt, Basel. Leinen Fr. 4.75.

Es ist zu begrüßen, daß dieser feinervige Kinderroman — er ist für kinderliebende Erwachsene und nicht für Kinder geschrieben — in einer so flotten und billigen Ausgabe erscheint.

Gedanken von Rudolf von Tavel. Aus Werk und Werkstatt des Erzählers. Zusammengestellt von Adele von Tavel. Vorwort von Prof. Dr. Max Huber. Geschenkausgabe Fr. 5.50.

Die Gattin des unvergesslichen Berner Dichters und Denkers macht mit diesem vornehm ausgestatteten Erinnerungsbüchlein allen Verehrern der von Tavel'schen Erzählkunst ein freundliches Weihnachtsgeschenk. Diese finden hier alle die Stellen aus Tavels Büchern wieder, die sie seinerzeit erfreut und erquickt haben: poetische und gedankentiefe Aussprüche über die Heimat, die Natur, über Gott und Menschentum. Dazu Gedanken, die der Dichter in Notizen seines Nachlasses niedergelegt hatte und die hier erstmals gedruckt wurden. H. B.

"O mein Heimatland". Chronik für schweizerische Kunst und Literatur pro 1938. Herausg. und verlegt von Dr. Gustav Grunau, Bern. Fr. 6.—

Wie die Reiterfigur auf dem Umschlag verrät, kommt das Zürcher Waldbmann-Denkmal-Problem im diesjährigen „O mein Heimatland“-Jahrbuch zur Sprache. Dr. Hans Bloesch untersucht die Frage mit dem ihm eigenen scharfen Blick und Einfühlungsvermögen und kommt zum Schlusse, daß die Zürcher recht beraten waren, als sie dem Bildhauer — Hermann Haller — Gefolgschaft leisteten. Die dem Aufsatz beigegebenen Illustrationen überzeugen, was den Standort und das Architektonische anlangt, aber vielleicht weniger in Hinsicht auf die Reiterfigur selber. Das Thema Hans Waldbmann spinnt dann Paul Bösch in den obligaten 12 Monatsbildern weiter, indem er Szenen und Situationen aus des großen Zürcher Staatsmannes Leben mit Stift und Pinsel darstellt. Zu korrigieren wäre die Legende des Februar-Bildes: in Wiedensdorf im St. Zug, nicht in Bassersdorf bei Winterthur wuchs der Kleine auf. Über zwei andere Zürcher Kunstwerke, die die Öffentlichkeit fürzlich beschäftigten, über die Mosaikbilder von Paul Bodmer — im Verwaltungsgebäude der Neumühle — und von Karl Hügin — im Durchgang des Verwaltungsgebäudes „Walchetur“ — referiert Dr. Ed. Briner.

Aber auch Berner Künstler kommen — neben dem Basler Ammann, dem Winterthurer H. Schoellhorn und Reinhold Küngig, Horgen — zur Geltung; so Fred Hopf, Thun, Bildhauer Et. Perincioli und ganz besonders Paul Kunz, dessen Steinfiguren auf dem südlichen Lorrainebrückenkopf uns seit Jahresfrist täglich erfreuen. Aufschlußreich ist der Artikel von Dr. Vital über die Beteiligung der Schweizer Künstler an der Pariser Weltausstellung.

Belletristische Beiträge haben dem Jahrbuch Hermann Hesse, Paul Ilg, Jos. Reinhart geliefert, während W. Adrian sich zum Thema Sprachenfrage in der Schweiz äußert und Herm. Nellen dem Jubilar Alfred Hugenberg einen beschwingten Aufsatz widmet.

Über die sonstige glänzende Ausstattung dieses 26. Jahrganges noch Worte zu verlieren, hieße duzendmal Gesagtes wiederholen. H. B.

Ein heiliger Abend

Von Josef Reinhart

Gestern, am heiligen Abend, hätte ich nicht gedacht, daß ich diese Zeilen heute beim Knistern des Weihnachtsbaumes schreiben würde. Ich war eben wieder einmal in einer Stimmung, die ich grau und gräulich nennen muß.

So saß ich am Abend im Bergwirtshaus in meiner Kammer neben der Schulstube und sah durchs Fenster an den Berg hinüber, der dem engen Juratal den Blick in die Ebene raubt; er stand heute mit seiner krummen Felsenkappe und dem schwarzen Tannenmantel fast drohend über den paar Sennhütten.

Der Briefträger hatte um fünf Uhr die Post aus dem hinteren Tal heraufgebracht. Eine Karte von der Mutter daheim war beim Tagblatt: „Was ist das? Kommst du nicht? Der Bauer säh' es nicht gern, wenn er allein mit mir bei der Lampe sitzen müßt. Und er wäre imstand und ließe den Baum im Holzschoß stehen, den er am Donnerstag selber heimgebracht. Aber wie du willst“, — der Schluß war kurz und sagte viel.

Ich hatte mir vorgenommen, nicht hinunter zu gehen über Weihnachten. Der Disput mit dem Vater stach mir noch wie ein Dorn in der Seele. „Es nimmt mich wunder“, hatte er gesagt, „was noch kommt! Heute gilt kein Sonntag mehr und das Heiligste nicht. Wenigstens am Weihnachtstag könnt man's ohne Schneebrett machen.“ Wir waren am Sonntag mit kurzem Gruß auseinandergegangen. Warum ich nicht heim wollte über Weihnachten? Im Grunde genommen hätt' ich es selber nicht gewußt. Die verfluchte Trägheit, die lastete gestern wieder drückend auf mir: Das Höcken, Dösen, oder dumpf an die Bergwand schauen! Ja, morgen dann, wenn's aufgehört zu schneien, am Feiertag mit den Brettern hinaus und hinan: Einzige Lust, im Rausch hinab!

So war's gestern abend wieder! Nur nicht an die Menschen denken, an nichts mehr röhren! Warum? Nochmals warum! War das wieder eine Woche gewesen! Die Kinder am Morgen aus der Schule gelaufen: Hast mich gesehen! ohne Gruß! Am Mittag die Zeugnisse zurück für die Stelle in der Stadt. Ja, die Stadt! Theater, Musik! Aber hier oben: Ohne den Berg, den Wald, den Schnee, wer hielt das aus?

Am Abend nach dem Essen in der Gaststube kam die Wirtin, Frau Kammermann, mit dem dreijährigen Olgeli: ob ich es nicht das Christkindlein lehren wollte. Olgeli muß es für die Großeltern auf Geratewohl bereit halten, damit es vor dem Baum einen großen Balken verdienen kann! Die Wirtsfrau hatte nicht Zeit; sie mußte den Pfeffer bereit machen für die Jagdmänner, die ohne Patent das Reh erlegt im Schwyzerwald. Ich hätte auch mithalten dürfen, um den Gotteswillen. Aber ich zog mich auf die Kammer zurück, nahm die Zeitung vor. Ist das eine Weihnachtsstimmung! Auf der ersten Seite ein frommer Spruch: Friede auf Erden, dann die Nachrichten aus der großen Welt: Überall Mißtrauen, Eigennutz, Vergewaltigung, hohle Versprechen, Verstellung! Und heute ist Christnacht! Woran soll ein junger Mensch noch glauben, der einst die Iphigenie gelesen, den Nathan? Tolstoi? Wo ist eure Christusliebe? Eure Duldung, wo?

Aus meinen trüben Gedanken weckte mich — es mochte neun Uhr sein — der Lärm der Gäste unten in der Stube. Durch die hölzernen Wände heraus drangen Zeichen von Flüchen, von breitem Gelächter begleitet. Ich hörte, daß sie von ihrer Rehbockgeschichte sprachen; der Wein hatte ihnen die Zunge gelöst. Zu fürchten war ja kein Lauscher hier oben im Bergtal. Aber auf einmal klopfte es mit einem Stock an der Decke unter mir. „Herr Lehrer!“ rief es. Sonst hieß es nur „Schulmeister!“. Mein Mißmut trieb mich hinunter. Als ich in die Gaststube trat, hob mir einer, der Senn vom Hinterberg, das Glas entgegen. Sie waren beim Flaschenwein angelangt! Rasch hatte die Wirtin für mich ein Stehglas gefüllt. Ich wußte nicht, was auf einmal mir so viel Freundschaft eingebrochen, bis ich die Ursache erkannte: der Rehbock. Es war einem in den Sinn gekommen, daß ich die

unsaubere Geschichte kannte. „Trinkt, Herr Lehrer! Gesundheit, Herr Lehrer!“ Und dann ging ein Rühmen los; wie die Kinder daheim von ihrem Lehrer schöne heilige Verschen gelernt, die sie morgen am Christbaum aussagen werden.

„Ja, das ist halt die Hauptſache, wenn ein Lehrer noch Religion hat, und wer an Weihnachten das nicht spürt, der ist für ewig und immer verloren!“

„Gesundheit, Herr Lehrer, auf, Cornel!“ Mir wurde heiß um diesen Ofen herum. Wenn ich's nicht gewußt hätte! Auch die Wirtin tat das ihre; sie redete sich wahrhaftig in Tränen hinein, als sie von ihrem Manne selig anfing: wie sie mit ihm jeden Weihnachtsabend den glorreichen Rosenkranz gebetet. Jetzt sei alles vorbei. Der Melcher mit dem roten Stachelschnauz drückte ein Auge zusammen und grinste nach mir herüber: „Da wär Einer, der schon hülſel!“ Alle brachen in ein Gelächter aus. Sie hatten den Wiß verstanden.

Jetzt war die Zeit für die zotigen Wiße gekommen. Die Wirtin wehrte zwar immer einmal wieder: „Nein aber, wenn ihr so wollt! Aber nein auch! Schäm dich, Melcher!“ Ich bemerkte wohl, daß sie bei jeder Lachsalve rasch mit der feisten Grübchenhand den Gutter umfaßte und die Gläser füllte. Ich schob das Glas zurück; ich faßte Atem; aber sagen konnte ich nichts. In Wahrheit hatte ich eine Art von Genugtuung: das sind die Menschen, so sind sie! Weihnacht! Einer drehte das Radio an. Der Hinterbergler winkte: „Fahr ab: Ich mag das nicht, von da draußen, von Bern gar nicht! Wenn die da drunter nur alle die Sucht bekämen, sie lassen einen da auf den Höfen noch kaputt gehen, die Herren!“

Die Wirtin drehte zurück, sodaß man die Wiße wieder vernahm und dazu die Kithelmetodie eines Schlagers von irgendwo aus der weiten Welt. Der Melcher schoß auf, wischte mit dem Ärmel über den Mund und riß die Wirtin vom Stuhle.

„Nein, du, Melcher! Am heiligen Abend! Herr Lehrer, helft mir“, keifte sie. Aber sie fuhr mit ihm herum zwischen Stühlen und Tischen.

In diesem Augenblick — die Uhr schlug eben zehn — starrten alle vom Tisch durch das Fenster in die Nacht hinaus. Es hatte mit einem Stock dreimal an die Scheibe geklopft und draußen hob ein Arm eine brennende Laterne gegen das Fenster.

Am Wirtstisch erhoben sich alle, und gegen das Fenster drängten sie. Was bot sich unsfern Blicken für ein seltsames Bild! Wahrhaftig, das heilige Paar!

Mit offenem Munde, mit hängendem Kinn, mit großen, aufgerissenen Augen, mit angehaltenem Atem glotzte jedes hinaus.

Die Wirtin fuhr zurück mit abwehrenden Händen: „Jesus Maria!“ Draußen stand wahrhaftig das heilige Paar, der Josef unter der braunen Mantelkapuze hervor, stützte die Maria, die unter ihrem Kopftuch mit sorgendem Gesicht auf ein etwas herab sich beugte, das sie in den Armen hielt. Im Schein der Laterne, die der Josef nach dem Kinde hob, glitzerten die schräg vom Wind getriebenen Schneeflocken, und das Auf und Nieder des Flämmchens in der Laterne, das Flackern verlieh dem Licht und Schatten auf den beiden Gestalten ein zitternd ängstliches Weben. Da trat der Josef auf die Türe zu, ohne daß eines von uns im Schauer des Ungewohnten von der Erstarrung sich gelöst hätte. Ich öffnete die Stubentüre, drehte das Licht an im Haugang, und jetzt, was sah ich? Unter der Kapuze erkannte ich den jungen Arzt aus dem Dorfe drunter vor dem Berg.

Ich möchte sagen, ein Aufatmen ging durch die Stube, als der Doktor seine Kapuze vom Kopfe schob und man inne wurde, daß die Erscheinung nur eine durch die heilige Nacht hervorgerufene Täuschung gewesen. Der Doktor führte eine gewöhnliche Frau herein; es war die Hebamme des Dorfes. Aber zum Aufatmen und zur Erholung vom heiligen Schrecken war nicht lange Zeit, nicht einmal dazu, daß man einander zuschielte. Es wies sich, daß der Doktor mit der Hebamme in dieser Nacht auf einem Berghof hinter im engen Tal einer Frau zu Hilfe geeilt

war und daß er jetzt, nach der Unbill des Weges und des Schnees, hier im Wirtshause für seine Begleiterin eine Stärkung suchte.

Aus dem Wollenbündel, das die Erschöpfte auf der Bank im Dunkeln in den Armen behielt, vernahm man ein fadendünnes Winseln, nicht eben dem Stöhnen eines kleinen Kindes ähnlich, vielmehr an das Piepsen eines hilflosen Vogels erinnernd. Wir vernahmen denn aus kurzen, rasch der Wirtin mit halber Stimme hingeworfenen Worten, daß die Hebamme ein Frühkind zu Tale trage, das heute noch im Säuglingsheim der Stadt versorgt werden müsse, wenn man es am Leben behalten wolle. Das Piepsen des schwachen Lebens war so seltsam, wie aus fernen Tiefen dringend, daß man allen Wiß und allen Spott des Abends vergaß. Die Hebamme, selber der Hilfe bedürftig, ließ kein Auge von dem Würmlein, das sie nach und nach der Hüllen entledigte, sodaß man ein zwetschgenblaues Fleischklumpchen sah, das, von einem innern Drang bewegt, mit winseligen Zuckungen nach einem Etwas hin sich mühte, das über ihm schwiebte.

Während die Wirtin, selber seufzend, ab und zu ging, suchte jeder der Gäste hier in der schmutzig schwülen Stube etwas zu unternehmen, das wie eine Entschuldigung gelten sollte, nachdem man staunend — scheu einen Blick auf dieses schwache Gottespflänzchen hinab getan. Der Hinterbergler rückte die Flaschen auf dem Tisch weithin nach der Ecke, der Melcher schnäuzte sich umständlich mit einem Taschentuch, dessen Farbe in der Hülle seiner groben Fäuste unkenntlich war. Der alte Cornel setzte hastig die Pelzmütze auf und machte sich, wie von einer Angst getrieben, davon. Ich hatte den jungen Arzt auf der Schule noch in seinen bunten Farben gesehen, und, um meine Scham zu maskieren, räusperte ich mich an ihn heran, beugte mich über das Wesen, zuckte vielswissend die Achsel und versehete:

„Ein Frühkind, hm! Sehr wahrscheinlich verlorener Posten!“ Der Doktor hatte eben die nukaroten Händchen mit einem Wattenbüschchen sorgsam eingehüllt: er sah in seiner Arbeit nicht auf; aber der fast barsche Bescheid machte mich selber schweißsam:

„Verlorener Posten? Was heißt das? Wer kann das sauen?“ Nachdem die Wehrfrau aus einer von der Wirtin hingehaltenen Tasche sich etwas gestärkt hatte, fragte der Arzt nach ihrem Beifinden. Er drängte, mit einem Blick nach dem Kinde, das wieder tief in Watte und Wollentücher eingehüllt war: „Wir möchten auf dem kürzesten Wege hinab.“

Nicht waren zwei für einen bereit, der Hinterbergler und der Melcher. Und die Wirtin sagte: „Am kürzesten geht's die Schlucht hinunter; aber iekt in der Nacht. — es hat aefchneit — und der Raab!“ Sie tat einen besorsten Blick nach der Wehrfrau:

„Möllt ihr nicht lieber hier übernachten. Hebamme? Es ist eine ärüssige Sach iekt, es ist mir Unaft!“ Aber die Hebamme hielt das Kind fest in den Armen, stand auf und tat einen Schritt nach der Türe, ungerührt vom Jammern der Wirtin. Alles war bereit, mitzunehmen: helfen, helfen! Es war, als ob jeder gutmachen wollte, iekt, da etmas von dieser heiligen Sorge des Doktors und der Wehrfrau über uns aefkommen war. Die Wirtin kam mit erhöhten Händen bis weit in den Schnee hinaus: „Jesus Maria! wenn doch nur alles aut geht! Gebt auch acht, aelt, ihr Männer!“ Sie sank ins Haus und kam mit einem Schal zurück, den sie der Hebamme besorat um die Schultern legen wollte. „So geht in Gottessnamen!“ rief sie uns nach und blieb mit gefalteten Händen im Schneefeld stehen. Keiner aab Beiheid, weder der Melcher mit seiner lanaen Stance, noch der Hinterbergler mit seinem Brettstück unter dem Arm. So bewegte sich nun der Raab nom Wirtshaus abwärts der Schlucht zu, auf dem Raade, der bei trockenem Wetter neben dem Bach zu Tale führt. Nicht aber hörte man das wilde Rauschen aus der Finsternis heraus. Bald zeigte es sich, daß man besser aetan hätte, den aralen Umwegen das Ruischental hinaus nach der Berostraße zu machen; das Wasser hatte mit Steinen und Geröll alle Wegesrichtung verschüttet und zerrissen.

Weihnachtswald

Von Hilde Bergmann.

O Weihnachtswald! In weissem Schweigen hält
Dein Arm die Last von Schnee dem Himmel hin.
Du wartest auf die Weisen aus dem Welt,
Wenn sie von Bethlehem vorüber ziehn.
Sie haben Weihrauch mit und goldenen Schrein
Und tragen Königskleid und Prunkgewand.
Steil steigt der Duft von ihren Spezereien
In das von Rauhreif überzogene Land.

Doch bist du selbst ein König auch und fromm,
Aus Hermelin dein Mantel, weiß dein Bart,
Und hast schon lang dem Kinde zum Willkomm,
Was dir der Herbst bescherte, aufgespart:
Den Mistelzweig, geheimer Kräfte schwer,
Holunderbeeren, leichten Vogelflau.
Allein am Ende gibst du frohen Herzens mehr:
Du schenfst dich selbst in jedem Weihnachtsbaum.

Aus „Bünd Lichter an.“ Kristall-Verlag, Wien.

Anfangs kamen wir leidlich vorwärts, wo der Bach noch schwächer gehaust hatte und neben sich noch dem Fuße Raum gab. Aber so schon war der Abstieg erschwert, da von den herabhängenden, schneeschweren Tannästen bei jeder Berührung stürbende Schollen herabkollerten. Der Doktor mußte die Wehfrau stützen und zugleich mit dem Mantel das Kindlein decken. Einmal blieb er stehen und rief in befehlendem Tone: „Hebamme, gebt mir jetzt das Kind!“ Er wollte das Klümpchen fassen. Aber die Hebamme drückte es nur fester an sich und schüttelte den Kopf: „Läßt mir's, das ist meine Sache!“ Der Doktor mußte sie gewähren lassen. Er stützte sie, mehr im Wasser watend, als auf dem Trockenen gehend, um ihren schweren Gang zu sichern. Mit meiner Taschenlampe suchte ich fast Stein um Stein ab, der dem Fuße Festigkeit verhielt, und jedesmal, wenn ich den Nachfolgenden wieder einen Block gesichert hatte, verspürte ich auch meine wachsende Sicherheit. „Acht geben jetzt! So, ich halt den Ast!“ Sonst hörte man kein Wort. Sorgsam tastend ging es Schritt für Schritt der Tiefe zu.

„Wir können das Brettstück und die Stange schon noch brauchen“, rief der Melcher hinter mir nach dem Sennen zurück, „da unten nach dem großen Rank um den Felsen macht es versteuft wüst!“

Richtig, jetzt ging es nicht mehr in der Bachrinne; das Wasser gischte mannhoch die Böschung hinauf.

„Aber wie kommen wir durch das Wasser?“ „Gebt jetzt das Brettstück!“ Der Senn legte es über den Bach, der Melcher sprang hinüber, um es auf der andern Seite festzuhalten. Aber die Frau schüttelte den Kopf und atmete verzweifelt: „So kommt keins hindurch.“

Da sprang der Senn in den Bach hinaus, stand und sperrte, bis über die Knie im schäumenden Wasser und hielt mit beiden Händen den Brettersteg fest. So durfte der Arzt mit leisem Zuschlag die Frau hinüberführen. Der Senn stand im Bach, ein wenig vorausgeht, den Kopf zur Seite geneigt; ich sah, wie die lang herabhängenden Augenbrauen zitterten.

Aber jetzt, das Schwerste kam noch: um einen Felsenkopf herum wand sich der Pfad, der plötzlich steil abschwellenden Bachschlucht ausweichend. Dieser Pfad war vom herabtropfenden Wasser ganz vereist unter dem heute gefallenen Neuschnee.

„Wären wir doch zurück! Es ist verrückt so, geht Hebamme“, brummte der Doktor. Aber er lachte ermunternd und tat einen Blick nach dem wimmernden kleinen Menschenwesen in ihrer Umhüllung.

„Wartet!“ rief der Senn, „Melcher, wir müssen erst Weg machen, sonst glischt noch eines aus und da hinab! Nur ein wenig Geduld, Herr Doktor, Frau!“ Er holte ein paar spitze Steine aus dem Wasser heraus, und während wir mit den

ternen leuchteten, pickten der Senn und der Melcher das Eis vom Pfad. Es war seltsam zu hören aus dem Rauschen des nahen Wassers, das Pickeln in dieser Nacht. Kein Laut war darin. Denn des Melchers Schlag ging hastiger als der des Sennen. Im Scheine der Laterne bemerkte ich, wie der Knecht den rötlichen Schnurrbart unter die Zähne biß. Der Senn atmete einmal tief und sah zu uns zurück, die in der Biegung mit den Lichtern warteten. Ich schaute an die Uhr, elf, ja, horch, da tönten schwach vom Dorfe herauf die Glocken zur Christmesse, und ich vergaß darüber fast, die Uhr in die Tasche zu stecken; ich suchte den Blick des Doktors; aber er hörte über der wachenden Sorge um das Kind und die Frau die Glocken nicht, achtete auch meines suchenden Blickes nicht. Aber ich spürte in diesem Augenblick meine schwere Dämpfung vom Herzen fallen, und ich hätte gerne mit einem Wort den Menschen um mich gedankt, dem Doktor, der Wehfrau und den Bergleuten.

Nun ging es leicht um den Felsen herum, da das Eis zerbrach war. Und der Weg führte nun, wenn auch verschneit, doch sichtbar in alten Spuren einer Tannenlehne entlang. „Ihr könnt jetzt zurückgehen, Leute“, sagte der Doktor, sich nach uns wendend. Aber sie wollten bis auf die Straße hinab bei uns bleiben.

Eines hinter dem andern stampften wir nun der Tiefe zu, einmal blieben wir alle stehen, es war, um auf das Lebenszeichen des Kindes zu horchen, und wenn man wieder sein vogelfeines Stimmchen vernommen, ging es mutiger vorwärts. Immer wegamer wurde der Pfad, bis die Lichter vom Dorfe herauf durch die Tannenstämmen blitzten. Es waren nicht nur die Straßenlichter, man sah bald auch die Bäume vor den dunklen Häusern im weißen Glanze, und auf den Straßen konnte man jetzt, da der Mond durch die Wolken schien, die von der Christmesse heimelenden schwarzen Gruppen der Menschen sehen.

Unser Weg bog in die breite Talstraße ein. Wir hielten an, noch einmal schien jedes auf das bekannte Lebenszeichen des Kindes zu horchen. Der Arzt wandte sich zuerst zum Gehen. Er dankte, indem er jedem flüchtig die Hand reichte. Auch die Wehfrau dankte. Ich stützte einen Augenblick lang; es zog mich, mit den beiden vollends ins Tal hinab zu steigen, ich weiß nicht, ob es Neugier auf des Kindes Ergehen war oder der Wunsch, den Meinen daheim noch gute Nacht zu sagen. Ich fand dann doch nicht den Mut, mich dem Doktor als Begleiter anzubieten und schloß mich meinen Berggesellen an.

Lange sagte keiner ein Wort die Straße hinauf. Einmal tat der Senn einen Fluch; aber ich fragte nicht nach der Ursache dieses Ausbruches. Als wir schon oben waren, blieb der Hinterbergenn stehen, nahm die Tabakpfeife aus der Tasche, hielt sie in der Hand:

„Ja, ja, Schulmeister, für ein Unvernünftiges tät man das nicht!“ Er steckte die Pfeife wieder sorgfältig in die Rocktasche und wandte sich rasch, als ob er eine versäumte Pflicht noch einholen müßte, seinem Hinterberghof zu.

Den Melcher hörte ich, als er schon auf seinem Heimwege war, noch mehrmals husten; richtig rief er etwas zurück.

„Ihr denn, gut Nacht und nichts für unguet, Lehrer!“

Ich wußte nicht, was er meinte damit. Die Wirtsfrau fand ich noch in der kalten Stube, sie legte hastig den Rosenkranz zur Seite, als ich eintrat. Sie war aufgeblieben und erkundigte sich nach allem einzelnen von unserer Talfahrt mit dem Kinde. Dann hängte sie den Rosenkranz fast behutsam an die Wand und sagte errötend: „Ich hab halt ein wenig beten müssen für das arme Christkind. Das walt Gott! Jetzt kann ich doch schlafen! Gut Nacht! Lehrer!“

Ich schlief noch lange nicht in meiner Kammer. Aber ich wünschte wach zu bleiben. Alles zitterte in meiner Seele, wie wenn ich in der Christmesse heilige Musik gehört hätte.

Am Morgen ging ich dann doch ins Tal nach Hause, denselben Weg, den wir in der Nacht gemacht.

Und daheim habe ich dies alles aufgeschrieben neben des Vaters Christbaum, der vom verbrannten Reisig duftete.

Vielleicht werde ich wieder einmal lesen, was ich hier aufgeschrieben.